



04

DIE FREMDE IM SPIEGEL

*A*ls ich aufwachte, überkam mich Panik. Mein Körper fühlte sich seltsam taub und erschöpft an und nach einigen Sekunden bemerkte ich ein scharfes Stechen in meinem rechten Auge.

Plötzlich erinnerte ich mich daran, wie der Geländewagen die Limousine erfasst hatte. Mein Brustkorb zuckte schmerhaft zusammen, weil ich zu schnell Luft in die Lungen zog.

Es war nicht mein Bett, in dem ich lag und das Piepen, das an meine Ohren drang, war mir nicht vertraut. Ich wollte die Augen öffnen, schaffte es aber nicht. Scheinbar war mein Körper so schwach, dass ich lediglich das linke Augenlid heben konnte, da ich rechts immer noch Schwärze erblickte.

Ich schloss sie wieder und versuchte es nochmal.

Erneut blieb es auf der rechten Seite schwarz, weshalb ich die Stirn runzelte, was einen ziehenden Schmerz verursachte und mich zusammenzucken ließ. Langsam wandte ich den Kopf und erblickte mit verschwommenem Blick die Schläuche, die von meinem Körper zu den Maschinen führten. Erst als ich durch diese hörte, wie mein Herzschlag sich rasant beschleunigte, bemerkte ich die wachsende Furcht. Noch nie war ich so schwer verletzt gewesen, dass ich ins

Krankenhaus gemusst hätte. Nie hatte sich mein Körper so fremd und erschöpft angefühlt. Als würde er gar nicht mir gehören.

Ein leises Stöhnen brach über meine Lippen. Meine rechte Gesichtshälfte pochte und meine Hand fuhr dorthin. Ein Wimmern verließ meine Kehle, sobald ich wulstiges Gewebe um mein Auge er tastete und schockiert feststellte, dass es geöffnet war. Obwohl ich nichts sah.

Kurz war ich wie gelähmt.

In der nächsten Sekunde jedoch fuhr ich hoch, obgleich meine Muskeln aufschrien. Ungelenk stürzte ich aus dem Bett und verhedderte mich in den Laken. Durch die Bewegungen verursachten die Schläuche in meinem Arm ein Ziehen. Mit den Händen suchte ich nach Halt, als ich für einen Moment das Gleichgewicht verlor. Hektisch sah ich mich um.

Meine Sicht war nicht unscharf, doch der Raum lag vor mir, als wären Schlieren auf einer Scheibe.

Wo war ein Spiegel? Ich brauchte einen. Sofort.

Meine Panik stieg weiter. Ich tastete das Bett ab, hämmerte auf den roten Notfallbutton des Kontrollscreens, riss mir die Katheter heraus, taumelte dann Richtung Badezimmertür. Meine Finger fuhren vor mir durch die Luft und ich stolperte über den kalten Boden. Das Herz schlug mir bis zum Hals. Gegen jeden Schritt, den ich tat, rebellierte mein Körper und versuchte, mich zu Boden zu reißen. Aber alles, was ich wollte, war, mich zu sehen.

Bevor ich fiel, ergriff ich die Klinke, um mich abzustützen. Dann riss ich die Tür auf – und erstarrte.

»Jadelyn! Nicht!« Die Stimme meiner Mutter, Schritte mehrerer Leute ertönen hinter mir.

»Deaktivieren Sie den Spiegel«, erklang es streng.

Doch es war zu spät. Ich sah mich bereits darin. Erkannte mich jedoch nicht.

Meine Glieder gefroren zu Eis, mein Herz schien zu zerbrechen und schließlich stillzustehen. Um meine Kehle legte sich eine unsichtbare Hand und drückte skrupellos zu. Kurz war es still im Zimmer. Das Monster im Spiegel verzog das Gesicht zum Schrei.

Das, was einmal mein Gesicht gewesen war, wurde von einer dicken, roten Narbe verunstaltet, die senkrecht von der rechten Stirnhälfte über das Auge bis zum Wangenknochen verlief. Ich hob die zitternde Hand, doch wagte nicht, die Narbe zu berühren, schüttelte den Kopf. Das Auge war blutunterlaufen.

Eine Mischung aus Wimmern und Schreien kam über meine Lippen. Mein Körper bebte, weil er die Kraft dafür verbrauchte, doch ich konnte nicht anders. Ich bekam keine Luft.

Es war vorbei.

»Nein ... nein.« Unter Schluchzern, nahm ich eine Berührung auf der Schulter wahr und fuhr herum.

Madison wich zurück und wandte ihren Blick von mir ab. Die Tränen rannen mir unentwegt über die Wangen und brannten in den Wunden. Ich wollte mein Gesicht in den Händen vergraben, fürchtete mich aber davor, es zu berühren. Stattdessen starrte ich vor mich hin und schrie auf, als ich wieder in den Spiegelscreen sah.

»Nein!«, brüllte ich, weinte so bitterlich wie noch niemals zuvor.

Auf einmal packten mich Hände und wollten mich fortziehen, doch das Adrenalin in meinem Körper verlieh mir Kraft. Mein Leben durfte nicht so eine Wendung nehmen. Es war alles, was ich hatte.

Mit hysterischem Laut stürzte ich vor und schlug meine Faust gegen das Glas. Wieder und wieder, bis es anfing zu splittern. So wie das Gesicht darin. Tausende Gedanken schossen mir durch den Kopf und gleichzeitig konnte ich an nichts denken. Es war, als würde ich neben mir stehen und meinem anderen Ich dabei zusehen, wie es den Verstand verlor.

»Nein«, kreischte ich abermals und die Tränen nahmen mir die

Sicht. Die Verzweiflung versuchte mich niederzuringen und ich krümmte mich zusammen. Ich spürte die warme Nässe an meinen Fingern, die vor Schmerz brannten. Aber ich bemerkte es kaum. Nichts übertraf den Schmerz in meiner Brust, die brutal aufzureißen schien. Das Gefühl zu ersticken packte mich. Wieder wurde ich gepackt, doch dieses Mal konnte ich mich nicht wehren, fiel gegen die Krankenschwestern und hörte nicht auf, den Kopf zu schütteln.

»Wieso ...?«, wisperte ich, bevor meine Stimme verstummte, weil mein Magen rebellierte. Ich fiel auf die Knie und konnte nicht verhindern, mich zu übergeben.

»Sie müssen wieder an die Geräte angeschlossen werden, Miss Lovelace«, hörte ich eine monotone Stimme, die mit hoher Wahrscheinlichkeit einer Krankenschwester gehörte.

Ich spürte, wie mein Ärmel hochgeschoben wurde, und wusste, dass sie mir ein Beruhigungsmittel verabreichen würden. Meine Augen huschten suchend durch den Raum. Mit Mühe fixierte ich meine Mutter, die, eine Hand vor dem Gesicht, beschämmt zu Boden sah. Ich konnte erkennen, wie sie den Kopf schüttelte, bevor sie durch die Glaswand nach draußen auf den Gang schaute. Dort stand mein Vater, der die verschränkten Arme löste, sein Wristphone aktivierte und aus meinem Blickfeld verschwand.

Hätte ich die Kraft dazu aufbringen können, hätte ich wieder aufgeschrien, doch die Spritze wirkte und nach wenigen Sekunden wurde alles dunkel. Ohne etwas tun zu können, wurde mir die Kontrolle entrissen.

Ich wünschte so sehr, nicht wieder aufzuwachen. Ich wünschte, ich wäre bei dem Unfall gestorben.

Doch das Glück hatte mir abgeschworen.

Als ich das nächste Mal erwachte, rührte ich mich nicht. Die Hoffnung, alles bloß geträumt zu haben, glitt dahin. Neben meinem

Gesicht schmerzte nun auch meine Hand, die Wunden durch die Spiegelsplitter trug.

Scham aufgrund meines Ausbruchs überkam mich und ich rief mir die Gesichter meiner Eltern in Erinnerung.

Keine weitere Träne würde ich vergießen. Was brachte es mir, zu weinen? Es war genauso nutzlos, wie ich es nun war. Innerhalb weniger Sekunden hatte mein Schicksal eine Kehrtwende gemacht und bald würde mich dasselbe ereilen wie Jasper. Ich starrte an die Decke, fragte mich, was mir jetzt noch blieb.

Schon bald betrat ein Arzt mein Zimmer, dicht gefolgt von meinen Eltern.

»Guten Morgen, Miss Lovelace.«

Ich befeuchtete meine trockenen Lippen und begrüßte ihn kehlig. »Guten Morgen«, brachte ich hervor und erkannte meine Stimme nicht wieder. Als sei ich bereits tot.

Der Arzt stellte sich an das Bettende und faltete die Hände vor seinem Körper, während meine Eltern sich hinter ihm positionierten und mich so fachmännisch anblickten wie Ersterer selbst.

»Miss Lovelace, durch den Unfall, in den Sie verwickelt waren, haben Sie innerliche Verletzungen davongetragen sowie die Sehkraft auf dem rechten Auge gänzlich verloren.«

Ich nickte, denn das wusste ich bereits. Völlig regungslos hörte ich ihm weiter zu.

»Ein Metallteil steckte circa zwei Zentimeter tief in Ihrer rechten Gesichtshälfte, beinahe anderthalb Zentimeter in Ihrem Auge. Weitere Teile haben sich in Ihre Hüft- und rechte Rückenseite gerammt, was innere Blutungen zur Folge hatte. Wir haben alles soweit ersetzen und reformieren können. Die Narben am Rücken und im Gesicht könnte man mit dem Laser repigmentieren, doch es wird kompliziert.«

»Wieso?«, wollte meine Mutter wissen und der Arzt beäugte sie.

»Die Verletzung im Gesicht gleicht einer Fleischwunde. Die Narben müssen zunächst einige Monate heilen, bis man einen Eingriff in Erwägung ziehen kann«, meinte er und Madison sah zu meinem Vater, der schwieg.

Einige Monate.

In einigen Monaten würde es mich hier nicht mehr geben.

»Ihr rechtes Blickfeld ist irreparabel. Auf Ihrem linken Auge haben Sie zurzeit eine Sehstärke von fünfzig Prozent«, fuhr der Arzt fort. »Das hat minimale Einschränkungen. Es wird Ihnen unter anderem schwerfallen Tiefen einzuschätzen. Ihre Eltern haben bereits einen Antrag auf eine Operation gestellt, doch ich befürchte negative Rückmeldungen. Es tut mir leid, Miss Lovelace.«

»Schon in Ordnung. Ich bin mir sicher, Sie haben alles getan, was Sie konnten«, erwiederte ich monoton und der Blick meiner Mutter huschte zu mir. Ich hielt inne, weil darin eine Sekunde so etwas wie Sorge aufleuchtete.

»Wann werden wir die Rückmeldung erhalten?«, fragte mein Vater und im Gegensatz zu meiner Mutter erwiederte er meinen Blick, sah jedoch zum Arzt, als der leise antwortete.

»Ich werde gleich nochmal hinterher telefonieren. Es kommt in solchen Fällen nicht zu Anträgen. Ich-«

»Das beantwortet nicht die Frage«, schnitt mein Vater ihn ab.

»Ich kann Ihnen keine exakte Antwort geben, Mr. Lovelace. Spätestens übermorgen.«

Als meine Eltern schwiegen, nickte der Arzt uns zu und verschwand auf dem Gang.

»Wieso geben wir uns die Mühe? Sie werden mich sowieso holen«, meinte ich nüchtern und Madison keuchte auf.

»Jadelyn! Sei still!«

Mein Vater griff nach ihrem Arm, sodass sie zu ihm schaute und verstummte.

»Fahr nach Hause, Madison, und schick das Personal weg. Ich will, dass alle außer Trudy gehen.«

»Was hast du vor, Harshall?«, fragte sie wispernd und zwang ihn mit ihrem bohrenden Blick, zu antworten.

Doch er schüttelte den Kopf. »Fahr einfach.«

Meine Mutter sah ihm noch eine Weile in die Augen und ging schließlich, ohne ein weiteres Wort zu verlieren. Ich beobachtete, wie sie erhobenen Hauptes davonschritt, spürte den Blick meines Vaters auf mir.

»Ich will nicht darauf warten, Dad.«

»Sieh mich an«, befahl er mir und ich zögerte, gehorchte dann jedoch.

Auch, wenn ich ihn nur schwer erkannte, merkte ich, dass er mich anders musterte als meine Mutter es tat. Ich konnte sehen, wie es in seinem Kopf ratterte, um eine Lösung für dieses Problem zu finden. Sein Blick sagte mir, dass es jetzt keinen Platz für Schwäche gab.

»Jadelyn. Ich werde alles tun, was nötig ist.«

Ich runzelte die Stirn. »Du kannst nichts tun. Sieh mich an. Schau, wie ich aussehe. Als Makellose werde ich nicht mehr anerkannt.«

»Ich weiß ... Aber wir werden es versuchen. Die Narben lassen sich irgendwie entfernen. Du bleibst eine Zeit nur im Haus. Das Wichtigste ist die OP. Sie können mir nicht erzählen, dass sie das nicht operieren können.«

Sein Wristphone summte auf, bevor ich etwas erwidern konnte. Ohne zu zögern nahm er ab und verließ das Zimmer.

Ich sank in das Kissen und schüttelte den Kopf.

Nein. Da war kein anderer Weg. Und ich war zu schwach, um stark sein zu können. Müde schloss ich die Augen, wartete nicht darauf, dass ein Wunder durch die Tür platzte, und versuchte, zu schlafen.

Jedes Mal, wenn jemand hereinkam, erwartete ich, dass sie kamen und mich mitnahmen. Mein Vater war so oft in meiner Nähe wie nie zuvor und diskutierte immer wieder mit dem Chefarzt, da die Anträge auf die OP abgelehnt worden waren. Es war richtig so, denn ich war zu einer Bedrohung geworden. Keinesfalls konnte ich Monate so herumlaufen, zumal es nichts an meiner Behinderung ändern würde. Die Wunde in meinem Gesicht war viel zu tief, als dass sie keine Spuren hinterlassen würde. OP hin oder her.

Meine Mutter saß in meinem Krankenzimmer in der Sitzecke und erledigte Geschäftliches, als mein Wristphone vibrierte. Ich schaute zu ihr und konnte erkennen, wie streng sie dreinblickte.

»Es ist Elliot.« Eine stille Bitte, doch sie schüttelte den Kopf.

Sie stand auf, umrundete das Bett, griff nach dem klingelnden Phone und umklammerte es fest. »Du musst ihn vergessen, Jadelyn. Er kann nicht mehr an deinem Leben teilhaben.« Ihre Stimme klang kompromisslos, jedoch ungewöhnlich sanft.

Wir sahen uns an und ahnten, woran der jeweils andere sich bei diesen Worten erinnerte.

Du musst ihn vergessen, Jadelyn. Das hatte Madison mir damals mitgeteilt, als sprächen wir über ein verstorbenes Haustier. Und nicht über meinen Bruder.

»Das will ich aber nicht«, wiederholte ich die Worte, die ich schon damals benutzte, und verstand nicht, warum ich es sagte. Ich hatte gar keine andere Wahl. Meine Mutter und ich wussten, was geschehen würde, auch wenn mein Vater versuchte, es zu verhindern.

Sie bekam einen kühlen Ausdruck in ihren Augen und warf mir einen strengen Blick zu. »Es geht hier nicht nur um dich«, wies sie mich zurecht. »Es ist allgemein bekannt, was wir Makellosen bezwecken wollen, Jadelyn, und gerade du solltest dir darüber im Klaren sein. Perfektion. Disziplin. Klassenbewusstsein. Wir alle müssen das verkörpern. Wir stehen für eine tadellose, intellektuelle, fehlerfreie

Gesellschaft. Und jeder, der dies nicht unterstützen kann, muss verstehen, dass sein Platz nicht in unseren Reihen ist.«

Mit diesen Worten kehrte sie zu ihrem Platz zurück. Das Wristphone, welches noch immer summte, hatte sie wieder neben mich gelegt. Sie wusste genau, dass ich mich ihr nicht widersetzen würde.

Ihre Gleichgültigkeit traf mich, doch ich schwor mir, dass mein Zusammenbruch im Krankenhaus der Erste und Letzte gewesen sein würde. Ich wollte meinen Stolz so lange bewahren, wie es mir möglich war.

Selbst Trudy kam mich besuchen und begann, bitterlich zu weinen. Als sie meine Hand griff, schluckte ich etwas ratlos, erlaubte es ihr jedoch. Irgendwann bat meine Mutter sie, zu gehen, weshalb sie erneut anfing zu weinen.

»Sie sind immer noch die wunderschönste junge Frau, die ich kenne, Miss «, schluchzte sie und meine Mutter verzog den Mund, während sie Trudy über die Schwelle schob.

Madison schaute nur selten in meine Richtung. Ich war dankbar darum, denn ich konnte das Mitleid und die Scham, die in ihren Zügen standen, nicht ertragen. Schließlich ging auch sie gegen Abend und ich war allein. Erst nach dreiundzwanzig Jahren Ruhm und Anerkennung fiel mir auf, wie einsam ich wirklich war.

Mein Körper wurde trotz der Medikamente immer wieder von Schmerzen gepackt. Nach einigen Tagen fiel mir das Gehen zwar noch schwer, doch ich kämpfte mich ohne die Hilfe der Krankenschwester in die Dusche. Ich hielt das Gesicht unter das warme Wasser, als könnte es die Narben fortspülen. Dass sie nach kurzer Zeit anfingen zu brennen und es Schockwellen durch meine Knochen sandte, erinnerte mich umso mehr an sie.

Als ich anschließend vor dem deaktivierten Spiegel stand, entsperrte ich ihn mit einer Bewegung und fixierte die junge Frau darin.

Mich am Becken festklammernd, brannte sich mein Blick auf mein

Gesicht. Die Narbe war immer noch geschwollen und gerötet. Es war ein Horror, zu sehen, wie leblos mein rechtes Auge schien.

Ich sog die Luft durch die Nase ein und wünschte mir plötzlich, Zuhause zu sein. Ein letztes Mal wollte ich mich an den Flügel setzen und spielen. Ein letztes Mal durch das Haus spazieren, meine Selbstportraits und Preise betrachten. Was würde wohl aus den Music Awards werden? Und aus Rosalie? Wer würde meinen Platz einnehmen? Was würde Elliot sagen? Würde jemals jemand an mich denken?

So viele Fragen schossen mir durch den Kopf und sie nicht beantworten zu können, machte mich wahnsinnig. Mein Leben lang hatte ich auf alles eine Antwort gehabt, doch nun war ich ratlos.

Ich kehrte ins Krankenbett zurück und konnte mich nicht mehr bewegen. Während ich in die Luft starrte, wünschte ich mir, dass die Picker sofort kommen würden, um diesen Qualen ein Ende zu bereiten.

Heftig schreckte ich aus dem Schlaf, als in der Ferne mein Name erklang.

»Jadelyn.« Dieses Mal näher.

Schwer öffnete ich die Augen und erschrak abermals vor der Dunkelheit. Doch diese war nun nicht mehr nur meinen zerschundenen Augen zu verdanken. Es war mitten in der Nacht und der Raum wurde nur durch das gedämmte Bodenlicht erhellt.

»Du musst aufwachen«, meinte mein Vater und half mir, mich aufzusetzen.

Verschlafen sah ich ihm entgegen. »Was ist los?«, wollte ich wissen. Steif richtete ich mich auf und versuchte, wachzuwerden.

»Ich nehme dich mit nach Hause.«

Als er mich stumm aufforderte, aus dem Bett zu steigen, runzelte ich die Stirn. Verwundert schlug ich die Decke zur Seite und

schauderte, kaum berührten meine Füße den kalten, glatten Boden.

Obwohl ich nur fünf Tage im Krankenhaus lag, verbesserten die Medikamente meinen Zustand enorm, sodass ich fast problemlos aufstehen konnte.

»Zieh dich um«, befahl er, während er auf seinem Wristphone herumtippte.

Schlauftrunken und noch dazu verwirrt, schlüpfte ich im Bad in eine Leggings und einen Pullover. Es schien zynisch, dass er die Farbe von Vergissmeinnicht hatte. Sobald ich das Krankenzimmer wieder betrat, hob Harshall den Kopf und ich schaute zurück. Mir schien, als würde er überlegen, ob er eine väterliche Verpflichtung hatte, mich zu trösten. Doch selbst wenn, bezweifelte ich, dass er dieser nachkam. Ich stand da und die Welt kam mir eigenartig blass vor.

Schließlich schritt er näher, sah mir noch immer ins Gesicht.

»Wie kannst du mich ansehen, Dad?«, brach es leise aus mir heraus und das erste Mal in meinem Leben zögerte mein Vater. Ohne diese berechnende Kälte in seinem Blick.

»Du bist meine Tochter.«

Das verschlug mir die Sprache. Auch wenn uns beide das gleiche durch den Kopf schoss, sprach ich es nicht aus. Er hatte sich bei Jasper nicht darum geschert. Warum tat er es jetzt, wo längst alles vorbei zu sein schien?

Als wir kurz darauf im Wagen meines Vaters vom Parkplatz des Krankenhauses fuhren, suchte ich seine Aufmerksamkeit. In einem Auto zu sitzen, versetzte mich in einen unwohlsamen Zustand.

»Wieso bringst du mich nach Hause? Das wird mich nicht vor Ihnen schützen.«

»Tu einfach das, was ich dir sage. Dann wird alles in Ordnung kommen«, erwiderte er nüchtern und sah aus dem Fenster in die Dunkelheit. Meinen drängenden Blick ignorierte er.

»Du kannst nicht ändern, wie ich aussehe. Die Anträge wurden abgelehnt.«

»Grundlos«, fuhr er mir dazwischen und ein zorniger Schatten huschte kurz über seine Züge. »Sie haben keinen Grund, es abzulehnen. Ja, du bist halbblind und ja, die Narben mögen für eine Zeit sichtbar sein, die im Gesicht womöglich für immer. Dennoch gibt es Mittel und Wege. Du bist eine Lovelace!« Seine blauen Augen trafen meine und ich hatte selten so viele Emotionen darin gesehen.

Doch es war gleichgültig, wer ich war.

»Meinem Bruder hat das auch nichts genutzt.«

Harshalls Miene wurde eiskalt und ich presste die Lippen aufeinander.

Belehrend hob er die Hand. »Jasper war ein Verräter. Du bist das Gesicht der Makellosen. Niemals würdest du dich gegen uns wenden und das weiß auch Duke Villiers. Und doch ...« Stirnrunzelnd senkte er den Blick.

»Und doch was?«

Er fuhr sich über die Lippen und kämpfte um Fassung. Erfolgreich. »Ich werde es nicht noch einmal zulassen.«

»Dad. Du wirst nicht verhindern können, dass sie mich in die Viertel abschieben.« Als ich es aussprach, sträubte ich mich innerlich.

Nun war ich es, die um Fassung kämpfte. Erst jetzt verstand ich den Inhalt meiner Worte. Ich würde das Zentrum verlassen. Würde in eine Welt geschickt werden, in die ich nicht gehörte.

Ich wusste nicht einmal, wie es im Detail gehandhabt wurde. Behielt ich meinen Besitz? Wurde mir welcher in den Vierteln zugesprochen? Wie würde ich meinen Alltag verbringen? Erschüttert sank ich zurück in den Autosessel.

»Jadelyn«, verlangte mein Vater meine Aufmerksamkeit und sein Ausdruck machte mir Angst. »Du wirst nicht in die Viertel kommen.«

»Wie meinst du das?«, wunderte ich mich und mein Herz flammte gleichend auf. »Jeder Ex-Makellose kommt in die Viertel.«

Mich selbst als Ex-Makellose zu bezeichnen war zu viel für mich. Meine Kehle schnürte sich zu, während ich an den Lippen meines Vaters hing.

Der schüttelte langsam den Kopf und dämpfte seine Stimme, als würden wir belauscht. »Nein. Nicht die, die eine wirkliche Gefahr für uns bilden.«

Ich hörte *seinen* Namen in Harshalls Unterton. Und er sah diese Erkenntnis in meinen Augen.

Eine Gefahr wie es Jasper gewesen war.

Er nickte und ich musste schwer Luft holen, weil ich das Gefühl hatte, zu ersticken. Ich war keine Gefahr ...

»Exmas, die Gefährder sind, werden fortgebracht. Und ganz sicher nicht in die Viertel. Du ebenso wenig. Ich befürchte, du wurdest Opfer eines niederträchtigen Komplotts, Jadelyn«, raunte er und offensichtlich widerstreben ihm diese Worte.

Kopfschüttelnd starrte ich ihn an. »Komplott? Aber von wem?«

»Du erfreust dich großer Beliebtheit. Zu großer. Du bist ein Leader. Kannst Meinungen beeinflussen. Doch es gibt zwei Personen, die deine Ansichten nicht gutheißen.«

»Meine Ansichten sind ausschließlich von guter Natur.« Wer hätte dagegen schon etwas einzuwenden?

»Eben das ist das Problem, Jadelyn!«, erhob mein Vater seine Stimme, was mich innehalten ließ. »Verstehst du nicht? Die Elite der Makellosen will hier keine Bürger aus den Vierteln. Duke Villiers und Maleika wollen diese Stadt reinhalten.«

Kein Wort brachte ich heraus, während ich ihn entgeistert ansah, seine Worte analysierte und zusammenfügte.

»Duke Villiers und Maleika ...«, brachte ich schwer heraus und verlangte stumm einen Widerspruch von ihm. Wollte, dass er mich

zurechtwies für diese schamlose Vermutung.

Doch Harshall sah mich weiterhin mit ernstem Gesicht an. In dem Moment bremste der Wagen in unserem Rondell, doch ich konnte mich nicht rühren.

»Ich weiß, es hört sich intrigant an. Aber ich fürchte, es gibt keinen Zweifel. Du darfst dich nicht wehren«, durchbrach er die Stille, bevor er ausstieg.

Da unser Personal weggeschickt worden war, griff er selbst nach meiner Tasche und ich stolperte ihm hinterher. Sein Blick war verkrampft auf unser Haus geheftet, ich allerdings starrte ihn an.

»Wogegen nicht wehren?«, wollte ich atemlos wissen und schwankte, weil ich meine Füße zu schnell vorsetzte.

Mein Vater neigte leicht den Kopf in meine Richtung, während er den Schlüssel gegen die Transponderfläche hielt. »Gegen das, was kommt«, erwiderte er, als er die Tür aufschloss und öffnete.

Ich folgte ihm über die Schwelle, sah, wie er stehen blieb und erstarnte. Bevor er etwas sagen konnte, tauchte von rechts ein riesiger Schatten auf.

Ehe ich begriff, was passierte, schlug der Schrank von einem Mann meinen Vater nieder. Ich stolperte zurück. Mein Schrei wurde erstickt, als sich eine Hand auf meinen Mund presste. Panisch sog ich die Luft durch die Nase, spürte, wie mein Herz mir bis zum Hals schlug. Ich fühlte die Wärme eines Körpers direkt hinter mir, zuckte zusammen, als Lippen über mein Ohr strichen. Die Angst lähmte mich.

»Sie müssen mir versprechen, sich zu beruhigen, Signorina Lovelace. Wir werden Ihnen nichts tun. Alles wird gut werden, prometto.«

Ich entdeckte den Körper meiner Mutter auf der Schwelle zum Wohnzimmer. Es war mir nicht möglich zu erkennen, ob sie noch atmete. Vor der Treppe kniete Trudy, neben ihr ein weiterer, dunkel

gekleideter Mann mit einer Waffe in der Hand.

Sie suchte meinen Blick und nickte mir zu, schien alles andere als ängstlich. Ich runzelte die Stirn. Tränen stiegen in meine Augen und verzweifelt versuchte ich, nach meinem Vater Ausschau zu halten, da löste sich die Hand für eine Millisekunde von meinem Mund. Etwas Weiches trat an ihre Stelle.

»Das muss leider sein.«

Augenblicklich wurden meine Lider schwer und die Welt kippte zur Seite. Die Angst um meine Eltern ließ mein Herz stillstehen. Ich bewegte meine Lippen, brachte jedoch keinen Ton hervor. Machtlos sank ich in mich zusammen und bevor ich den Aufprall spüren konnte, verließ mich das Bewusstsein.



05

LA GAMBINO

*K*euchend kam ich zu mir, riss die Augen auf und fuhr sofort hoch. Ein Stechen durchflutete mich dabei und ich stöhnte unterdrückt auf. Das erste, was ich realisierte, war das Bett, in dem ich lag und inmitten eines großen, mediterran eingerichteten Zimmers stand. Das zweite, was ich sah, war ein junger Mann, der zu mir herabgrinste.

»Buon giorno, Dornröschen. Das Zeug hat dich ganz schön ausgeknockt.« Er fuhr sich mit langen Fingern über seine spitzen Züge und legte seine Hand an die Hüfte.

Panisch rückte ich zurück und stürzte aus dem Bett. Dabei verlor ich mein Gleichgewicht, taumelte mehrere Schritte rückwärts, um gegen die Wand zu stoßen.

Der junge Mann, eindeutig nur wenige Jahre älter als ich, hob beschwichtigend die Hand. »Immer langsam.«

»Wer sind Sie?«, wollte ich wissen und fuhr fort. »Wie geht es meinen Eltern? Sind sie tot?«

Sein Grinsen war erloschen. »Natürlich sind sie das nicht. Nicht, dass ich ein Problem damit gehabt hätte, sie abzuknallen«, stellte er klar, als wäre es nichts. »Mach dir keine Sorgen um sie, ich habe

deine Mutter beruhigt, bevor meine Männer sie K.O. geschlagen haben.«

Ich ballte die Hände zu Fäusten. »Das lässt meine Sorgen sofort verfliegen«, gab ich kühl zurück und musterte ihn. »Warum bin ich hier? Wer sind Sie?«, fragte ich erneut.

Er verschränkte die Arme und ich bemerkte die offenstehende Tür, in der ein weiterer Mann stand und mich interessiert musterte. Misstrauisch schaute ich wieder zu dem Grinsenden von beiden.

»Du bist hier, weil man mich darum bat, dich in Sicherheit zu bringen. Wären wir gestern Abend nur zehn Minuten später da gewesen, hätten die Picker dich abgeholt«, erklärte er nüchtern und seine braungrünen Augen, die unter dichten, dunklen Brauen lagen, schweiften über mein Gesicht, weshalb mir ein Schauer über den Rücken lief. Er dagegen formte seinen breiten Mund zu einem Lächeln. Allerdings hatte ich das Gefühl, dass dieses Lächeln lediglich das Ergebnis seiner von Natur aus nach oben geschwungenen Mundwinkel war.

»Wer wollte, dass Sie mich in Sicherheit bringen?«

»Erfährst du noch früh genug«, erwiderte er.

»Wieso haben Sie mich entführt? Sie bringen alles durcheinander!«, hielt ich ihn auf, als er Anstalten machte, sich umzudrehen.

Der junge Mann blieb stehen und sah mich mit feurigem Blick an. »Entführt ist das falsche Wort. Du meinst gerettet. Und deine Pflicht ist nicht, für etwas bestraft zu werden, wofür du nichts kannst.«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie verstehen das nicht. Sie sind kein Makeloser. Ich kann mich der Entscheidung der Regierung nicht widersetzen«, versuchte ich ihm klarzumachen.

Kälte stand in seinem Blick. »Grazie al cielo bin ich keiner. Und jetzt entschuldige mich. Wir sehen uns nachher«, versprach er mir, als sei es etwas, worauf man sich freuen konnte.

»Wer sind Sie?«, wiederholte ich und machte einen Schritt nach

vorne.

Seine Hand auf der Türklinke, schenkte er mir ein Lächeln. Der größte Fehler seiner Opfer war wahrscheinlich, sich in der trügerischen Sicherheit zu wiegen, die er einem damit vermittelte.

»Ich bin Emilio La Gambino. Willkommen bei der Mafia.« Bei seinen Worten führte er seine Hand von seiner Brust in einer präsentierenden Bewegung von sich und verneigte sich spaßhaft.

Zuerst dachte ich gar nichts. Dann allerdings packte mich die Angst mit voller Kraft und ich fragte mich, warum ich unter dem Dach des scheinbar gefährlichsten Mannes aus den Vierteln stand. Es schien, als würde ich nicht um meinen Tod herumkommen.

Ich atmete tief durch und merkte erst, dass ich zurückgewichen war, weil ich wieder die Wand in meinem Rücken spürte.

»Ach, Jadelyn?«, hielt Emilio inne und lächelte schief. »Erinnerst du mich daran, dich daran zu erinnern, mir zu danken, sobald der Tag gekommen ist?«

Konfus sah ich ihn an. »Welcher Tag?«

»An dem du mir dankbar bist. Für meine Hilfe«, half er mir heiter auf die Sprünge und ich kniff die Augen zusammen.

»Ich konnte die Abneigung meiner Mutter gegenüber Italienern nie besser verstehen«, entfuhr es mir spitz, ahnungslos, woher ich die Kühnheit nahm. Er war Teil der Mafia.

»Ahi!« Theatralisch ächzend hob er eine Hand zu seiner Brust, als hätte er Schmerzen, dann zwinkerte er mir zu: »Vergiss es nicht!«

Sanft schloss er die Tür hinter sich, während ich dastand und mich nicht rühren konnte. Statt aus diesem Albtraum zu erwachen, verstrickte ich mich immer tiefer darin. Es gab nichts, wofür ich ihm je dankbar sein könnte.

Natürlich waren Tür und sämtliche Fenster verschlossen. Allerdings bot mir das Zimmer eine gute Sicht über einen riesigen italienischen

Garten und ich war beeindruckt von dem schönen Anwesen, das sich weitläufig nach hinten erstreckte. Der Himmel verfärbte sich bereits dunkelblau und in der Ferne erblickte ich die Lichter des Stadtzentrums. Sehnsucht flackerte in mir auf.

Ich riss mich von dem Fenster los und sah mich genauer in dem Raum um. Die Steinwände waren hell verputzt und standen in hartem Kontrast zu den tiefdunklen Holzbalken, die an der Decke entlangliefen. Mein Wristphone hatten sie mir abgenommen und auch meine Taschen waren unauffindbar. Die Erkenntnis, dass ich eine Gefangene war, sickerte kalt durch meine Glieder und weil meine Verletzungen brennend schmerzten, wischte ich zurück zu dem Bett.

Dort ließ die Erschöpfung mich auf die Matratze sinken und ich atmete tief durch, sobald sie von mir abbröckelte. Vor meinem Auge flimmerte es und als der Raum verschwamm, schloss ich meine Lider.

Es vergingen Stunden, bis sich die Tür wieder öffnete und zwei düster aussehende Männer reinplatzten. Zielstrebig kamen sie auf mich zu und packten mich. Als ich mich auf der großen Treppe, die zum Fuß hin breiter wurde, immer noch wehrte, fingen sie an, auf Italienisch darüber zu diskutieren, mich einfach umzubringen.

»Ich kann Sie verstehen!«, erwiderte ich in ihrer Muttersprache und erntete dafür Blicke, die mich zum Schweigen brachten.

Einer von ihnen knurrte auf. Der andere schubste mich so grob, dass ich die letzte Stufe herunterstolperte und keuchte. Bevor ich auf dem groben Stein landen konnte, riss er mich am Ellenbogen weiter.

Auch der Rest der Villa war ein Kontrast aus hellen Steinwänden und dunklen Holzbalken. Ein mächtiger Kronleuchter hing im Eingangssaal, von dem aus sie mich tiefer in das riesige Anwesen führten, dessen exklusive Aufmachung mich in Staunen versetzte.

Niemals war mir in den Sinn gekommen, dass es außerhalb des

Zentrums derartige Gebäude gab. Der Duft von Kerzen und Stein lag in der kühlen Luft. Zu meiner Linken standen an jeder Ecke bewaffnete Männer, die mich lauernd musterten; zu meiner Rechten konnte ich sie nur vermuten.

Ich wurde vor eine Tür gebracht, die das Ende eines Ganges bildete. Ungeduldig schubsten meine Begleiter mich über die Schwelle und abermals zuckte Schmerz durch meine Knochen, weshalb ich wütend über meine Schulter schaute. Die beiden schlossen die Tür und positionierten sich hinter mir an der Wand. Vor mir erstreckte sich ein langer Raum, der am Ende in eine Kreisform verlief. Inmitten dessen stand ein Tisch.

Ich kniff die Augen zusammen und schritt nach vorne, versuchte, die Person dahinter zu fokussieren, um in das gefährlich lächelnde Gesicht von Emilio zu blicken.

»Was passiert jetzt?«, fragte ich ihn. Ich hatte mich auf das Chesterfield Sofa verzogen, während er hinter seinem rustikalen Tisch thronte und mich unverschämt anlächelte. Ich rührte keine Miene.

Die Seite des Büros, die zum Garten hin lag, war vollständig verglast, sodass ich die bunte Pracht der Pflanzen aus der Nähe betrachten konnte. Draußen war es zwar bereits dunkel, doch das gesamte Anwesen und die mediterrane Villa wurden von Spots beleuchtet.

»Wir warten.« Emilos dunkle, melodische Stimme erklang und ich wandte ihm wieder meine Aufmerksamkeit zu.

»Sie-«, begann ich, doch er winkte ab.

»Lassen wir das mit den Höflichkeitsfloskeln.«

Ich zögerte erst, doch traute ihm zu, dass er mich so lange unterbrechen würde, bis ich ihm gehorchte. »Du gehörst zur italienischen Mafia?«

Seine Herkunft lag auf der Hand. Er sprach fließend unsere Sprache, doch gelegentlich hörte man seinen Akzent. Besonders, wenn

sich ein italienisches Wort einschlich. Von dem südländischen Aussehen und den mediterranen Einflüssen auf dem Anwesen ganz zu Schweigen.

»Sizilien«, verbesserte er mich nachdrücklich und kniff seine Augen zusammen. »Ich bin der Boss der Mafia hier.«

Sein Ton war ein wenig überheblich, doch seine Mundwinkel zuckten. Womöglich sah er mir den Schrecken an, der durch meine Knochen lief.

Ungläubig wiederholte ich die Worte in meinem Kopf und sah an ihm hinab. Er trug einen schwarzen Anzug mit Weste, was ihn älter erscheinen ließ, als er war. Sein Blick bohrte sich in meinen. Innerlich wich ich zurück und am liebsten hätte ich die Arme um mich geschlungen, so entblößt kam ich mir darunter vor, aber ich rührte mich nicht.

»Du bist ziemlich jung ...«, stellte ich fest und er zog eine Augenbraue hoch.

Etwas Schalkhaftes huschte über sein Gesicht. »Zu jung für die Mafia? Schätzchen ... In deinem Alter hatte ich schon mehr Männer umgebracht, als ich zählen kann, und ein dreckiges Geschäft nach dem anderen abgewickelt«, erwiderte er bloß und beugte sich vor. »Auf dem Papier mag ich sechsundzwanzig sein, aber manchmal muss man schneller erwachsen werden, als einem lieb ist.«

Ich lehnte mich zurück, hörte eine Bewegung hinter mir und erinnerte mich an die beiden Kolosse in Anzug, die an der Tür Wache hielten.

»Lass dich nicht von denen ablenken. Erzähl mal ein bisschen von dir, Jadelyn.«

Meine Aufmerksamkeit wurde jedoch just von dem Gemälde an der Zimmerdecke angezogen.

Es war, als würde man unter der Kuppel eines Gebäudes stehen, wobei es mir schwerfiel, das Dreidimensionale auszumachen.

Überall lagen langgliedrige Engel auf Wolken oder versteckten sich hinter den bunt verzierten Säulen, sahen ehrfürchtig lächelnd nach oben. Dort, unter der Spitze der Kuppel, lag eine Frau auf einer Wolke. Sie beugte sich halb darüber und sah zu uns herab. Ihre blondroten Haare fielen in dicken Wellen über ihre Schultern, verdeckten aber nicht das liebevolle Lächeln, das ihre Lippen schmückte. Ein grünes Seidentuch bedeckte alles, was zu bedecken war.

Emilio räusperte sich und ich riss meinen Blick von der Malerei. Er betrachtete mich dabei ausgiebig und etwas loderte flüchtig in seinen Augen.

»Du bist noch viel schöner, als man es aus dem TV und den News kennt. Wie lange sitzt du so tagtäglich vor dem Spiegel und bewunderst dich selbst?«

Ich senkte kurz den Blick, denn Übelkeit stieg in meiner Kehle auf, weil ich daran denken musste, was passiert war. Wie ich nun aussah.

»Das *war* ich«, korrigierte ich ihn. Sein Kompliment verwirrte mich, da es nicht mehr zutraf. Ich war nicht mehr schön.

Er zog die Augenbrauen zusammen, während ich einen Schluck Wasser nahm. Kühl rann es durch meine Kehle und spülte den bitteren Geschmack fort.

Emilio seufzte tief. »Unglaublich diese Makellosen ... Sagt man nicht Genie grenzt an Wahnsinn?«

Es war eine rhetorische Frage, aber ich musste sie verteidigen. »Keineswegs. Die Makellosen sind-«

Harsch schnitt er mich ab, hob seine Hand und tat so, als wäre sie ein plappernder Mund. »Jaja. Sie sind perfekt! Wissen wir.« Er sah mir wieder in die Augen. »Aber, mein kleiner Maulwurf, ihr seid nur gut im Wegsehen.«

»Wie lange und worauf warten wir?«, lenkte ich ab und er zuckte mit den Schultern.

Seine hohen Wangenknochen stachen kurz hervor. »Wir warten auf einen Anruf, kleiner Maulwurf. Die Straßen müssen gesichert sein, bevor wir losfahren.«

»Gewöhn dich lieber nicht an den Spitznamen«, warnte ich ihn kühl, obwohl ich wusste er wollte mich nur provozieren.

»Er passt doch. Du bist blind ... zumindest halbblind. Und hast dich dein Leben lang vor der Wahrheit vergraben. Es ist Zeit, aufzutauchen«, forderte er mich auf und zwinkerte mir zu.

»Wo fahren wir hin? Weshalb müssen die Straßen gesichert werden?«, wollte ich wissen und lockerte meine Fäuste.

»Fragen über Fragen ... Lass dich doch mal überraschen«, schlug er vor, wobei offensichtlich war, dass er sich über mich lustig machte.

Ich sog die Luft ein und legte den Kopf zurück. »Du willst es wohl besonders spannend machen.«

Er nickte bekennend und schwenkte sein Whiskyglas, das er sich vorhin eingeschenkt hatte. »Ich gebe zu, dass ich einen Hang zum Dramatischen habe, talpina.« Kleiner Maulwurf, übersetzte ich es mir selbst, während er fortfuhr. »Wir bringen dich zu Leuten, die dir helfen können. Zu deiner anderen Frage: Die Picker suchen dich überall. Und sie werden dich finden, wenn wir nicht aufpassen.«

»Wieso willst du mich vor ihnen schützen? Als gute Makellose ist es meine Pflicht, mich meinem Schicksal zu stellen.« Innerlich sträubte ich mich gegen den Gedanken. Als gute Makellose hätte ich mich von den Pickern in die Viertel bringen lassen müssen. Doch mein Vater hatte gesagt, dass ich nicht in die Viertel kommen würde. Dass auch Jasper nicht dort war. Aber welche Option gab es für Exmas noch?

Ein ungläubiges Lachen brach über Emiliros Lippen und er sah mich an, als hätte ich den Verstand verloren. »Ist das dein Ernst?« Er beugte sich vor und plötzlich spielte ein Schatten um seine Züge.

»Gehst du zurück, wirst du innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden vom Erdboden verschluckt sein. So wie alle anderen Ex-Makellosen, die urplötzlich verschwinden.«

Ich starrte ihn mit angespannter Miene an, weigerte mich, seinem Blick auszuweichen. Als er fortfuhr, erinnerte ich mich an die Worte meines Vaters.

»Die Picker suchen dich und bei Gott, sie werden dich finden, wenn du zurückkehrst. Und wenn deine Eltern dich verraten.«

»Wie kannst du es wagen! Mein Vater wollte mir helfen«, entfuhr es mir.

Er zuckte mit den Schultern, während ich versuchte, keine Miene zu rühren.

»Die Wahrheit will man nicht immer hören, aber ich spreche sie gerne aus. Das Haus deiner Eltern wird jetzt Tag und Nacht von denen bewacht. Sie warten nur darauf, dass du so dumm bist, dort aufzutauchen.«

Ich verzog den Mund, aber bevor ich etwas sagen konnte, vibrierte Emiliros Wristphone.

Sofort nahm er ab. »Bereit?«, fragte er den Anrufer und nickte nach einem kurzen Augenblick. »Gib uns zwanzig Minuten.« Ohne ein weiteres Wort legte er auf, erhob sich und sah über mich hinweg. »Ales. Massimo. Lasst die Autos holen«, befahl er, derweil er den Tisch umrundete.

Als er mich mit sich winkte, drückte ich mich widerstrebend aus dem Sessel und folgte ihm schwankend. Dabei spürte ich Emiliros Seitenblick.

»Brauchst du was gegen die Schmerzen?«

»Nein«, gab ich sofort zurück und strengte mich an, normalen Schrittes weiterzugehen. Um nichts in der Welt wolle ich schwach wirken.

Ein Windzug umspielte meine Beine, sobald wir in den

Eingangssaal traten. Die deckenhohe Haustür stand offen, vor der uns eine kleine Gruppe Männer entgegensah. Zwei davon lösten sich daraus und kamen auf uns zu. Sobald sie sich näherten, konnte ich ihre Züge besser erahnen. Die des einen waren zwar weicher, doch noch immer schien er ein jüngeres Ebenbild des Mafiabosses zu sein.

Er brachte uns zum Halten und schenkte mir nur einen kurzen Blick. »Emilio, lascia che venga con te«, redete er auf ihn ein. Offensichtlich wollte er mitkommen.

»No, Tullio, tu rimani qui. Non discutere!«

Ich wurde von dem anderen Mann abgelenkt, der älter zu sein schien als Emilio und Tullio. Es war der, der stumm in der Tür gestanden hatte, nachdem ich aufgewacht war. Mit ruhigem Blick musterte er mich. Sein dunkles Haar war zu einem tiefen Seitenscheitel gegelt und er trug einen leichten Bart.

»Signorina Lovelace«, nickte er mir mit einer Stimme, die einem Schnurren glich, zu.

»Das ist Luca, mein Cousin«, schaltete sich Emilio ein und wies dann auf den Jüngsten von ihnen. »Mein kleiner Bruder, Tullio.«

Tullio, offensichtlich verstimmt darüber, dass er uns nicht begleiten durfte, nickte mir ebenfalls zu, ehe er wieder auf Emilio einredete. Ich musterte sie und alle drei waren ohne Zweifel auf ihre eigene Art äußerst attraktiv.

»Lass uns fahren«, übergang Emilio seinen protestierenden Bruder. Wir setzten uns in Bewegung und schritten, gefolgt von den anderen Männern, durch die Tür.

Am Fuße der breiten Treppe hielt ich inne.

In dem Rondell standen mehrere dunkle Geländewagen. Der breite, beleuchtete Kiesweg erstreckte sich einige hundert Meter bis zum prächtigen Eingangstor.

Emilio bemerkte meinen Blick. »Ich sagte doch: Viele, dreckige Geschäfte.« Mit einem schiefen Grinsen hielt er mir die Autotür auf.



06

BEKANNTES GESICHTER

M

eine Taschen, laut Emilio von Trudy gepackt, schmissen zwei Männer lieblos in den Kofferraum, bevor sie einstiegen.

Ich dagegen blickte zögernd in den dunklen Innenbereich des Wagens und meine Nackenhaare stellten sich auf, was nicht an der kühlen Nachtluft lag. Doch ich zwang mich, einzusteigen, fuhr mit meinen feuchten Handflächen über meine Knie. Mir war heiß geworden, denn wie bei der letzten Autofahrt vom Krankenhaus nach Hause packte mich das Gefühl, wieder aussteigen zu wollen. Schon rutschte Emilio neben mich und schloss die Tür, bevor sich die Kolonne in Bewegung setzte. Seine Hand griff über mich zum Gurt und die Nähe ließ mich erstarren.

»Safety first. Ales ist ein guter Fahrer, keine Sorge.«

Der besagte Fahrer brummte zustimmend, dann fuhr eine Trennwand zwischen uns hoch, während die Fenster auf der Rückbank sich so verdunkelten, dass ich nicht nach draußen sehen konnte.

»Alles zu deiner Sicherheit«, erklärte er mir, doch ich hörte ihm kaum zu.

Mein Blick wanderte zu der abgedunkelten Scheibe hinter ihm.

Die eingeschränkte Sicht und das schummrige Licht machten es zum Glück unmöglich, dass ich mein Spiegelbild sah. Dennoch, es war da. Die anderen konnten es sehen. Meine Brust wurde eng. Scham und Ekel packten mich, während ich den Kopf drehte.

Als Emiliros ruhige Stimme erklang, schaute ich nicht zu ihm.

»Ich würde gerne wissen, was in deinem hübschen Köpfchen vor sich geht, Jadelyn Lovelace.«

Gar nichts. In meiner tauben Verbitterung war mein Kopf wie leergefegt.

Die Fahrt verlief still und ich neigte mich weit nach links, damit Emilio möglichst wenig von meinem Gesicht erhaschte. Hinter meinem linken Auge baute sich mittlerweile ein zunehmender Druck auf. Ungewissheit und Anspannung ließen mich schweigsam dasitzen. Was würde jetzt passieren?

Erst als der Wagen das Tempo drosselte, um die Ecke bog und nach weiterem Abbiegen hielt, schaute ich auf.

»Wo sind wir?« Meine Stimme klang hohl und ich schloss kurz die Augen, weil es wieder davor flimmerte.

»In den Vierteln«, durchbrach er die Stille und im selben Atemzug wurden die Scheiben durchsichtig.

Eine enge, dunkle Gasse kam zum Vorschein.

Mein Kopf fuhr so schnell herum, dass ein brennender Schmerz meinen Nacken herabließ. Ungläublich starrte ich ihn an. »Was soll ich hier?«, wollte ich wissen. »Wieso bringst du mich in die Viertel?«

Nach dem Unfall hatte ich ohnehin mit dem Gedanken leben müssen, meine Zukunft dort zu verbringen, aber nun wirklich hier zu sein, widerstrebt mir. In diesem Loch, wo zwielichtige Gestalten hausten, sollten Leute sein, die mir helfen konnten?

Bevor ich den Gedanken laut äußern konnte, wandte sich Emilio bereits von mir ab, um auszusteigen. Auch auf meiner Seite öffnete sich die Tür und ich wurde grob von Ales aus dem Wagen gezogen.

Als ich mich dieses Mal wehrte, ließ er mich nach einem Blick von Emilio los.

Voller Anspannung wich ich zurück und blickte die düstere Gasse hinab. Verwinkelte Häuser in verschiedenen Farben reihten sich aneinander. Wir hatten auf dem Hof eines zurückgesetzten Fachwerkhauses gehalten, auf dessen Eingangstür mich die Männer zutrieben. Dabei bildeten Emilio und Luca die Spitze. Meine Glieder fingen durch die Kälte an zu zittern und leichter Regen fiel auf uns herab.

Urplötzlich flog die Tür auf, sodass uns das Licht aus dem Haus in einen Schein warf. Mit einem Blinzeln versuchte ich, mich an die Helligkeit zu gewöhnen. Im Rahmen machte ich einen stämmigen, stark aussehenden Mann aus. Er war nicht groß, doch trotzdem ließ er mich erstarrten. Seine Miene wurde beim Anblick der Anwesenden missmutig, bevor er laut knurrte, ehe er seine braune Schirmmütze, die raspelkurzes Haar verbarg, hochschnippste.

»Dreckspack von Mafia kann nich ma pünktlich sein, was?«, brummte er dröhnend wie ein Sägewerk.

Luca trat einen Schritt zu ihm heran. »Und du legst es wohl wieder drauf an, dir eine Kugel einzufangen, Thomas! Quando sparo, colpisco sempre il bersaglio!«

»Sprech ne Sprache, die ich versteh, Bürschchen«, entgegnete Thomas zwischen Zähnen hindurch, was Luca nur noch mehr anstachelte und ihn etwas auf Italienisch entgegnen ließ, was selbst ich nicht verstand, sich aber noch unhöflicher anhörte.

»Thomas! Schluss mit dem Kindergarten«, ertönte es genervt von drinnen und die Tür wurde weiter geöffnet. Der Mann, der auftauchte, erschien neben Thomas noch größer, als er sowieso schon war. »Kommt schon rein«, bat er höflich und zog den Mützenträger beim Zurücktreten mit sich.

Der machte sich los, um hektisch etwas in seiner Pilotenjacke zu

suchen. Eine scharfe Mischung aus Leder sowie Rauchgeruch wehte in meine Richtung, während er sich bewegte.

»Ihr bleibt draußen«, wandte sich Emilio an seine Männer. Nur sein Cousin begleitete uns nach drinnen.

Vollkommen überfordert schob man mich in den Flur und der Holzboden ächzte unter unserem Gewicht. Zu meiner Linken befand sich eine Treppe und daneben führte der Flur nach hinten ins Haus. Weder Bilder noch andere Dekoration waren vorhanden.

»Collin D'Lain, freut mich sehr, dich kennenzulernen.«

Ich wandte mich der weichen Stimme zu, um in schokoladenfarbige Augen zu schauen. Der Mann, der um die Dreißig sein durfte, lächelte freundlich zu mir herab. Mit der Brille, den braun gewellten Haaren und dem dunkelgrün karierten Oxford-Hemd, sah er beinahe harmlos aus. Doch ich wollte mich nicht täuschen lassen.

»Jadelyn Lovelace«, erwiderte ich misstrauisch, auch wenn das wahrscheinlich klar war.

Luca nickte ihm zu und Emilio schlug mit ihm ein.

»Fox, gut dich zu sehen«, begrüßte Collin ihn und ich runzelte die Stirn über den Namen.

Mein Blick schweifte zu Thomas, der sich mittlerweile eine Zigarette angesteckt hatte und meinen Ekel bemerkte.

»Ich dacht, die wär blind«, warf er mürrisch ein, dabei wies er mit der Zigarette auf mich.

»Nur auf einer Seite. Ich kann Sie also sehen«, erwiderte ich scharf und zeigte auf meine geschundene Gesichtshälfte. Ich folgte seiner Bewegung mit den Augen, als er einen tiefen Zug nahm und den Rauch mit einem Funkeln in meine Richtung blies.

»Kannst du dich bitte zusammenreißen?«, zischte Collin ihm zu, aber Thomas wandte sich an Emilio.

»Is ihr Gesicht dein Werk?«, spielte er auf meine Narbe an, weshalb der Mafiaboss die Augen zusammenkniff.

Ich ballte die Hände zu Fäusten. Eine Mischung aus Wut, Scham und Kränkung durchfuhr mich. Niemals zuvor hatte ich mich so minderwertig gefühlt wie heute. Selbst in Gesellschaft dieser Menschen. Ich hatte mir anderes vorgestellt, als ich mich dafür einsetzte, mehr Viertelbürger zu fördern. Lexi war es wert gewesen, doch das schien nicht auf alle zuzutreffen.

»Hat man dir nicht verboten, im Haus zu rauchen?«, erkundigte sich Emilio und lenkte so von mir ab.

Thomas hielt inne, verzog den Mund, aber zu einer Erwiderung kam er nicht. Wir sahen alle auf, als von oben Stimmen erklangen. Aufgebrachte Schritte über uns ließen Körner von der Decke rieseln und ich blinzelte pikiert.

Barsch durchschnitt Thomas die Stille. »Ich würd noch warten, wenn ich ihr wär. Gaspard is nich grad erfreut über sie«, erklärte er und sein Blick fiel so schwer auf mich, dass jeder andere nachgeben und wegesehen hätte. Doch ich hielt ihm stand.

Mit erhobenen Händen mischte sich Collin ein. »Nun, der Tatbestand ist der Folgende: Auf Seiten dieser Partei, die als Aufenthaltsort für deine Person gedacht ist ... befinden sich bestimmte Einzelne, die eventuell ein wenig verstimmt gegenüber Makellosen sind.«

Emilio lachte leise auf und fuhr sich über sein spitzes Kinn. »Länger ging der Satz nicht, Herr Anwalt? Mit verstimmt meint er«, wandte er sich mir zu, »dass sie dich gerne-«

»Umbring wolln«, meldete sich Thomas rau, mit einem sehr überzeugenden Ton, zu Wort.

Meine Augenbrauen schossen in die Höhe. Er gehörte wahrscheinlich selbst zu diesen Einzelnen, so wie er mich ansah.

»Wie erfreulich, da ihr mir doch angeblich helfen wollt«, erwiderete ich Emilio, der sich sofort rechtfertigte.

»Wollen wir auch! Es ist nur so, dass wir die Wogen glätten müssen.«

Collin nickte zustimmend und lächelte mir beruhigend zu. »Wir gewöhnen euch Stückchen für Stückchen aneinander.«

Ich sah ihn ausdruckslos an und wurde plötzlich von einem eigenartig dumpfen Gefühl erfüllt. Wieso musste mir das passieren? Wieso musste ich in die Fänge der Mafia und weiterer Menschen geraten, die scheinbar gegen Makellose waren?

Wir schreckten zusammen, als es über uns polterte und sich eine weibliche Stimme über den Lärm erhob. Eine Tür fiel laut ins Schloss, kurz darauf stapfte am Kopf der Treppe eine Gestalt entlang. Ein Fluchen. Dann erschien eine weitere Person oben an der Treppe.

Wenn ich dachte, Collin war groß, war dieser Mann ein Riese. Doch viel auffälliger war die Polizeiuniform, die er trug. Sein Körperbau war der eines ausdauernden Läufers. Schlank. Dennoch bezweifelte ich nicht, dass in seinen sehnigen Pranken, mit denen er uns hochwinkte, eine Kraft lag, mit der ich keine Bekanntschaft machen wollte.

Sie führten mich die Treppe hoch, wobei Luca auf Bitten seines Cousins unten blieb. Unsere Schritte brachten die Stufen zum Knarren und ich ließ das morsche Geländer wieder los, weil es verdächtig wackelte. Bevor ich Fragen stellen konnte, kamen wir oben an, wo ich stocksteif stehenblieb; sah geradewegs in eine mörderische Miene.

Ich erkannte den jungen Mann in der Polizeiuniform sofort und mein Instinkt sagte mir, dass ich mich, soweit es ging, von ihm fernhalten sollte. Ohne Zweifel war es der junge Sergeant von Grace Lamb, der vor Kurzem so eilig von unserer Gala verschwunden war. Wenn man das gängige Klischee vom bösen und guten Cop hinzuziehen wollte, war er eindeutig Ersterer.

Seine eigenartig braunen Augen sowie die Schatten darunter zeugten von eindeutiger Müdigkeit. Schokoladenfarbige, wirre

Haare lagen in vollen Strähnen zurück, wobei die Seiten ein wenig kürzer waren. An seiner gesamten Präsenz haftete ein düsterer, dominanter Beigeschmack, was die Luft um ihn förmlich zum Brennen brachte. Misstrauisch fixierte er mich, die Arme verschränkt, dabei ließ ihn seine Uniform noch muskulöser wirken.

Selbst unfähig zu einer Bewegung, berührte mich Collin kurz an der Schulter, um mich vorwärts zu schieben. Dabei machten wir einen großen Bogen um den jungen Sergeant.

»Reiß dich zusammen, William«, raunte Collin bloß.

»Wenn du nicht riskieren willst, dass ich sie abknalle, nimm mir lieber die Waffe weg«, entgegnete er in kaltem, dunklem Ton, weshalb ich ihn für den Bruchteil einer Sekunde fassungslos anstarnte.

»Der macht nur Spaß«, versuchte Collin mich zu beruhigen, doch nach dem Blick zu urteilen, den er William zuwarf, zweifelte ich an dem Wahrheitsgehalt dieser Aussage.

Meine Gedanken schwirrten tosend durch meinen Kopf. Allen voran die Frage, was der Sergeant der Viertelpolizei hier machte. Auch der Riese hatte eine Uniform getragen. *Was war hier los?*

Ich riss mich aus meinen Gedanken, warf einen Blick über meine Schulter, sah noch, wie Emilio lächelnd auf William zuging, ehe Collin mir eine Tür aufhielt und mich voranschob. Kaum trat ich in einen großen ovalen Raum, starre ich in ein weiteres bekanntes Gesicht. Mein Mund öffnete sich überrascht. Unwissend, ob ich mich freuen oder noch mehr wundern sollte.

Vor mir saß niemand anderes, als der Chief Inspector höchstpersönlich.